Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 35

Artikel: Der Drahtrio
Autor: Christen, Hanns U.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-512907

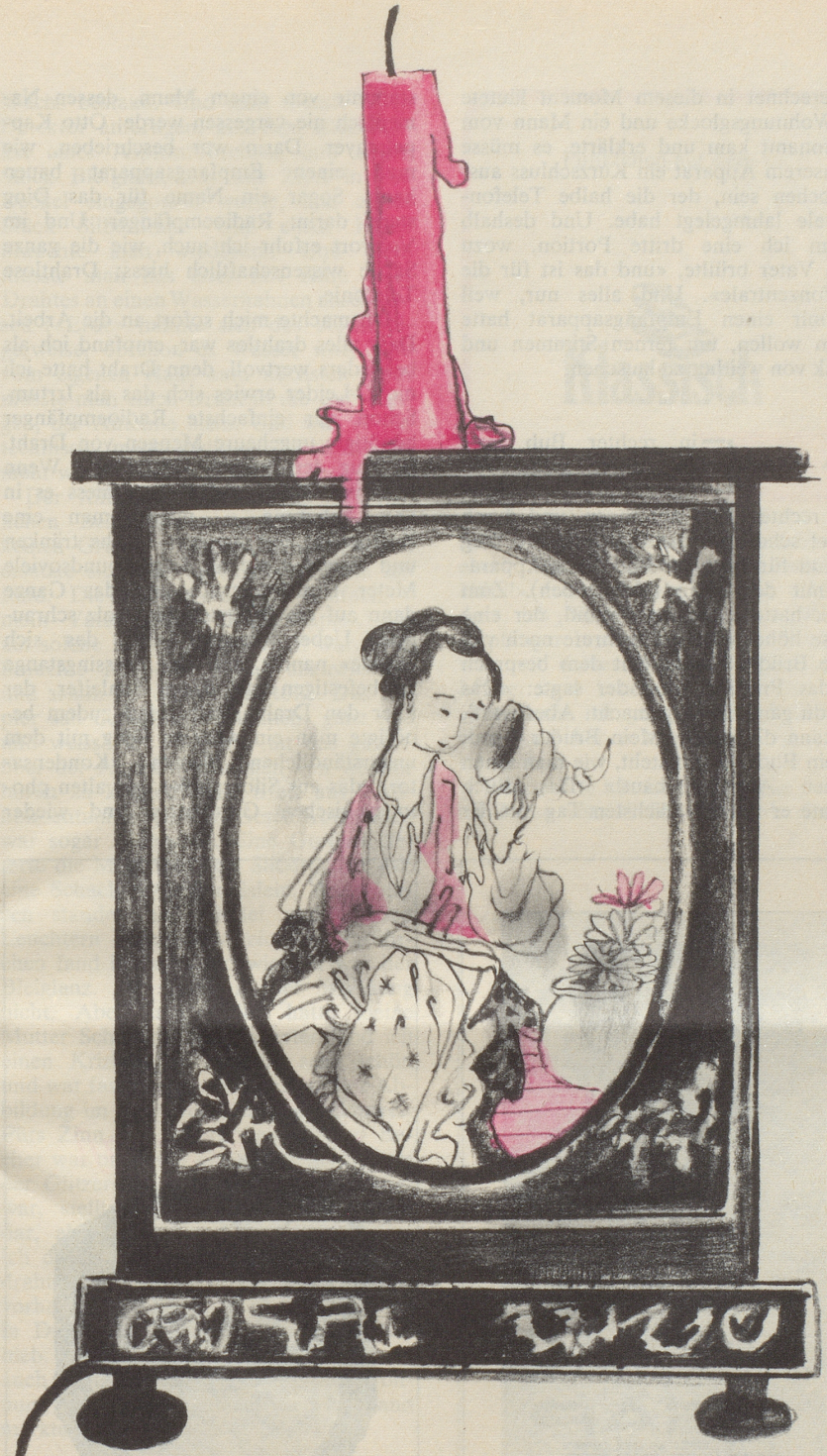
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Hanns U. Christen

Der Drahtrio

Ich glaube nicht, dass es Leute gibt, die wegen dem Radio mehr Prügel bekommen haben als ich. Auch wenn man des öfteren hören kann, dass man diesen oder jenen Mitarbeiter vom Radio abschloo sollte – dass er oder sie wirklich jemals auf den Hintern bekommen hätten, ist unwahrscheinlich. Bei mir aber war es Tatsache. Und das ging so:

Eines Tages kam mein in Ehren erglatzter Vater von der Arbeit heim und sagte am Mittagstisch so belanglos nebenher: «Ich habe dann einen Apparat gesehen, mit dem kann man Stimmen von weither hören, und ganz ohne Draht!» Meine geprüfte Mutter vermutete, dass diese Geschichte – wie schon manche andere – nur die Einleitung zu einem Bericht über eine neue väterliche Untat sei, nickte mit dem Kopf und sagte: «Ja. Stimmen von weither. Damenstimmen natürlich, nicht?»

«Nein», sagte mein Vater, «Männerstimmen. Und Musik auch.»

Damit begann die Sache mich zu interessieren. Musik war mir sympathisch, obschon es meine Aufgabe war, nach jeder Plattenseite das Grammophon wieder aufzuziehen. Das war ermüdend, aber es verlieh mir eine harte Rechte, die ich bei Diskussionen mit Schulfreunden brauchen konnte. «Wie macht man das, dass man Musik von weither hört, und ohne Draht?» fragte ich. Mein Vater erklärte: «Da muss man einen Empfangsapparat haben.» «Was ist das?» fragte ich. Mein Vater sagte: «Das ist ein schwarzer Kasten mit Glühbirnen obendrauf und einem Hörer, aus dem kommt dann die Musik. Ganz einfach!» Daraufhin assen wir weiter verkochtes Risotto mit Gurkensalat, der mit saurer Milch angemacht war. Noch heute kann man mich mit so etwas verjagen. Ich war sehr

schweigsam, weil in mir die Erfinderwut Blüten trieb. So ein Ding wollte ich nämlich bauen.

Es war nicht schwer, einen schwarzen Kasten zu finden. Er stand im Elternschlafzimmer und war mit chinesischen Figuren verziert und galt als fürchterlich kostbar. Das war mir natürlich wurscht, denn ich wollte von weither Musik hören, und Stimmen. Und chinesische Figuren fand ich sowieso damals schon nicht schön. Einen Hörer konnte ich mir auch sehr leicht verschaffen. Ich brauchte dazu nur eine Schere, und ritschratsch war der Hörer vom Telefon abmontiert. Ein Problem bildeten lediglich die Glühbirnen. Wohl, es gab solche in unserem Haushalt. Aber sie wollten auf dem schwarzen Kasten nicht stehenbleiben, sondern fielen jedesmal um und auf den Boden und dort in zahlreiche Stücke. Deshalb ersetzte ich sie durch andere Beleuchtungsmittel, nämlich Kerzen. Die konnte man mit ein paar Tropfen Wachs auf dem Kasten festkleben und dann anzünden. Dabei lief weiteres Wachs an den Kerzen hinunter, und die Befestigung wurde nur noch solider.

Nachdem dergestalt der Empfangsapparat fachgerecht produziert war, nahm ich den Hörer ans Ohr und lauschte der Musik und der Stimmen. Zunächst hörte ich überhaupt nichts. Vielleicht brannten die Kerzen noch nicht heiss genug? Dann hörte ich tatsächlich Stimmen. Sie kamen aber nicht von weither, und sie waren auch nicht musikalisch. Sondern sie kamen von sehr nah und klangen unangenehm hart. «Was hast du Saubub da wieder angestellt?» sagten die Stimmen. Das war die übliche Redewendung, wenn meine Eltern mich bei irgendeinem sehr wichtigen naturwissenschaftlichen Experiment ertappten, oder bei sonst etwas, das sie in ihrer Unbildung für schändlich hielten. Diesmal standen sie beide vor mir und sprachen besagten Satz unisono. Nachdem sie das Ausmass des Schadens kurz überblickt hatten, sprach mein Vater zu meiner Mutter: «Dein Sohn wird noch einmal das ganze Haus anzünden!» Wenn ich etwas getan hatte, das meinem Vater missfiel, war ich immer der Sohn meiner Mutter. Und umgekehrt. Während mich doch in Wirklichkeit der Storch gebracht hatte. Aber niemand nannte mich jemals Storchensohn. Nur Hundesohn war ich gelegentlich schon genannt worden, aber nur von Aussenstehenden.

Meine Mutter sprach: «Du bist ganz selber schuld, wenn du meinem Sohn Geschichten erzählst. Du weisst ja, wie intelligent das Kind ist und wie erfinderisch!» Daraufhin sprach mein Vater einiges zu meiner Mutter, das ich hier aus Pietätsgründen nicht wiedergeben möchte, und anschliessend griff er zum Meerrohr. Ich schrie, meine Mutter, die Zartbesaitete, hielt sich die Ohren zu, und mein Vater verprügelte mich. «Das ist für den teuren Kasten, den du ruiniert hast» brüllte er. «Und das ist für den Telefonhörer», brüllte er weiter. Und ausgerechnet in diesem Moment läutete die Wohnungsglocke und ein Mann vom Telefonamt kam und erklärte, es müsse in unserem Apparat ein Kurzschluss ausgebrochen sein, der die halbe Telefonzentrale lahmgelegt habe. Und deshalb bekam ich eine dritte Portion, wozu mein Vater brüllte, «und das ist für die Telefonzentrale». Und alles nur, weil ich mir einen Empfangsapparat hatte bauen wollen, um fernen Stimmen und Musik von weither zu lauschen.

Ein rechter Bub lässt sich durch kleine Widerwärtigkeiten nicht vom rechten Weg abbringen, und durch Prügel schon gar nicht. Der rechte Weg bestand für mich im Bau eines Apparates, mit dem man (siehe oben). Zum Glück hatte ich einen Freund, der eine Klasse höher war und mehrere noch viel ältere Brüder besass. Mit dem besprach ich das Problem, und der sagte: «Das hast du ganz falsch gemacht. Aber wart', ich kann dir helfen. Mein Bruder Ruedi hat ein Buch, worin steht, wie man einen solchen Apparat baut!» Das Buch brachte er mir am nächsten Tag mit. Es stammte von einem Mann, dessen Namen ich nie vergessen werde: Otto Kappelmayer. Darin war beschrieben, wie man einen Empfangsapparat bauen kann. Sogar ein Name für das Ding stand darin: Radioempfänger. Und im Vorwort erfuhr ich auch, wie die ganze Sache wissenschaftlich hiess: Drahtlose Telefonie.

Ich machte mich sofort an die Arbeit. Dass alles drahtlos war, empfand ich als besonders wertvoll, denn Draht hatte ich nicht. Leider erwies sich das als Irrtum. Schon der einfachste Radioempfänger benötigte ungeheure Mengen von Draht. Er trug den Namen «Detektor». Wenn man ihn bauen wollte – so hiess es in der Anleitung –, müsse man eine Kartonrolle mit heissem Wachs tränken und darauf Lage an Lage soundsoviele Meter Draht wickeln und das Ganze dann auf ein Brett aus Hartholz schrauben. Ueber diesem Ding, das sich «Spule» nannte, war eine Messingstange zu befestigen mit einem Schleifer, der über den Draht strich. Und zudem benötigte man ein weiteres Ding mit dem unverständlichen Namen «Kondensator», das aus Silberpapier und alten photographischen Glasplatten und wieder

Wachs bestand. Und man musste einen Detektor anfertigen, aus dem Blechdeckel eines Aspirinröhrchens und einem Stück Bleiglanz, das mit Zinn in den Deckel eingegossen wurde, und einem Stück Silberdraht. Und einen Hörer brauchte man wiederum. Und dann musste man das alles mit Hilfe eines Drahtes an einen Wasserhahnen anschliessen («Erde» nannte sich das blödsinnigerweise, obschon es Wasser war), und vom eigenen Haus zum nächsten Haus musste man einen Draht in die Luft hängen, der Antenne hiess. Und was so der technisch merkwürdigen Einrichtungen mehr waren.

Der völlige Mangel an den erforderlichen Bestandteilen bildete für mich keinen Grund, vom Bau abzusehen. Ich ersetzte sie eben durch Sachen, die ich fand. Die Kartonrolle war einfach – mein Vater besass Zeichenpapier, das auf solche Rollen aufgewickelt war. Man brauchte nur das Papier abzuwickeln, und schon hatte man die Rolle. Das Papier sah daraufhin nicht mehr ganz neu und weiss aus, aber was tat das gegenüber der Aussicht, Stimmen von weither hören zu können? Das Brett aus Hartholz entnahm ich dem Geschirrbüffet; es war sogar Mahagoni. Eine Gardine lieferte die Messingstange, Silberpapier gab eine Schachtel Gerberkäslein, Wachskerzen standen auf allerlei altmodischen Leuchtern herum, und ein Aspirinröhrchen fand ich auch. Schwieriger war der Bleiglanz. Das gab's in der Wohnung nicht. Aber zum Glück hatte meine Mutter Schmuck, und darunter fand ich einen Kristall, der glänzte sehr schön und war fast so gross wie der auf der Abbildung im Buch von Otto Kappelmayer. Fürs Zinn war gesorgt: ein antiker Becher war unschwer einzuschmelzen. Dass der Glitzerstein an einem Ring befestigt war, stellte eine gewisse Schwierigkeit dar, aber mit einer Beisszange konnte ich den lästigen Ring entfernen. Silberdraht war in Mutters Schmuckschatulle vorhanden, in Form einer Halskette; sie in Drähte zu zerlegen, gelang auf Anhieb. Einen Hörer beschaffte ich mir auch – diesmal vom Telefon in der Wohnung eines Schulkameraden. Niemand merkte dort etwas.

Jetzt kam nur noch das Hauptproblem: der viele Draht für die drahtlose Telefonie. Aber auch diese Klippe konnte ich umschiffen, denn es gab da im Hause eine Klingelanlage mit viel Draht, der leicht von den Wänden zu holen war. Einen Wasserhahnen hatten wir natürlich. Und was die Antenne anbelangte: wozu sollte ich da einen Draht von Haus zu Haus spannen, wenn schon solche Drähte gespannt waren, die uns mit Elektrizität versorgten? Ich brauchte sie nur noch mit meinem Radioempfänger zu verbinden, und schon konnte ich etwas hören.

Ich hörte nicht nur etwas, sondern ich hörte sehr viel. Zuerst hörte ich meine Mutter. Sie stand vor der Schmuckschatulle und rief: «Diebe! Mörder! Einbrecher! Mein Brillantring ist gestohlen! Hilfe!» Ich beruhigte sie und erklärte, dass ich Bleiglanz für einen Radioempfänger brauchte, und so. «Geh' mir weg mit deinem Drahtrio!» rief meine Mutter und brach in Schluchzen aus; «Was habe ich getan, dass ich ein solches Kind haben muss!» rief sie dazwischen.

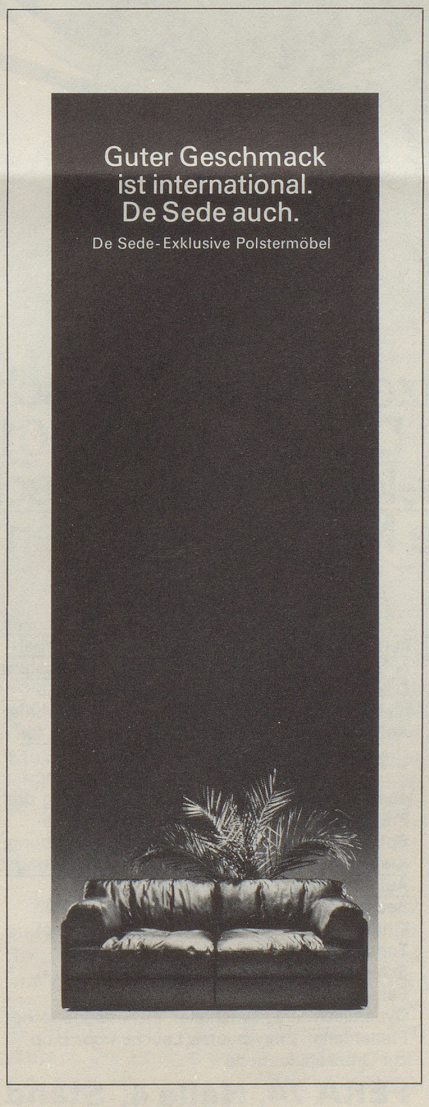
Dann hörte ich die Hausglocke. Es war ein Mann vom Elektrizitätswerk, der behauptete, eine Zwischenstation sei defekt geworden, weil jemand die Leitung bei unserem Haus kurzgeschlossen habe, oder so etwas. Und dann kam die Mutter meines Schulkameraden mit einem Mann vom Telefon und fragte mich ganz scheinheilig, ob ich etwa wisse, wo ihr Telefonhörer hingekommen sei? Er fehle seit meinem letzten Besuch.

Und dann entdeckten die versammelten Leute meinen Radioempfänger. Sie brachen sofort in etwas aus, das leider kein bewunderndes Staunen war, sondern ein höllisches Gezeter. «Also das ist dein Drahtrio!» rief meine Mutter. «Im Zuchthaus wird der noch enden, dieser Dreckbub!» sagte die Mutter meines Kameraden. «Vorsätzliche Sachbeschädigung!» brüllte der Mann vom Telefon und riss den Hörer aus meinem Apparat. «Das wird Sie teuer zu stehen kommen – ein ganzes Elektrizitätswerk hat der Schnuderbub kaputtgemacht!», brüllte der Mann vom Elektrizitätswerk. Und just diesen ungeeigneten Moment benützte mein Vater, um von der Arbeit heimzukommen. Die Folgen lassen sich ohne geistige Anstrengungen erraten.

Bei den Prügeln, die ich bekam, erkannte ich erstmals, wie kompliziert und aus wievielen Bauteilen ein Radioempfänger zusammengesetzt ist. Ich wurde verprügelt für: die Papierrolle, die Wachskerzen, den Zinnbecher, den Brillantring, das Holzbrett, die Silberkette, das Aspirinröhrchen, die Gardinenstange, das Silberpapier vom Gerberkäse, den Telefonhörer, den Klingeldraht, die Antenne. Und dann erst entdeckte mein Vater, dass ich die alten Glasplatten für den Kondensator seiner Sammlung von Familienphotographien entnommen hatte, die er als unersetzliche Dokumente erklärte, obschon nur langweilige Vorfahren in unmodernen Kleidern darauf waren. Und für die bekam ich noch eine weitere Tracht Prügel.

Sie sehen also: kaum jemand anderer hat wegen der technischen Seite des Radios mehr gelitten als ich. Und dabei hatte ich noch nicht eine einzige Stimme von weither gehört. Geschweige denn Musik. Aber das ist eben das Schicksal vieler Pioniere der Technik.

Pünktchen auf dem i



Die Illustrationen zu den Textbeiträgen zeichnete unser Mitarbeiter Barth.